

Christine Bauhardt · Gülay Çağlar (Hrsg.)

Gender and Economics

Gender und Globalisierung

Herausgegeben von

Prof. Dr. Christine Bauhardt, Berlin

Prof. Dr. Claudia von Braunmühl, Berlin

Geschlechterverhältnisse und Globalisierungsprozesse sind in vielfacher Weise miteinander verwoben. Die globale Restrukturierung der Ökonomie wirkt tiefgreifend – unterhöhnd, verfestigend, verschärfend – auf Geschlechterordnungen ein. Zugleich machen sich Globalisierungsakteure Geschlechterhierarchien zunutze und integrieren ungleiche Geschlechterverhältnisse in ihre Expansionsstrategien. Dabei wirkt die Kategorie Geschlecht nie allein, sondern in intersektionaler Verschränkung mit anderen Differenzkategorien, oft in spannungsreichem Widerspruch, immer in komplexen sozialen Gefügen und Pfadabhängigkeiten. Sie setzt sich ins Werk in den Kämpfen sozialer Bewegungen, insbesondere der Frauenbewegungen in aller Welt. Zugleich leiten sich aus ihren fundamentalen Anfragen an die Strukturen ökonomischer und sozialer Reproduktion sowie an die aufs engste damit verbundene Organisation politischer und kultureller Machtstrukturen Impulse für kritische Theorieentwicklung ab.

Wie in all dem Subjektivität gesucht, gelebt und erforscht wird, welche Dynamiken sich im Wechselverhältnis von Strukturen und Eigensinn entwickeln, also: die Paradoxien von Stabilisierung und Transformation von Geschlechterordnungen in globalisierten Kontexten, das soll in dieser Reihe seinen Ort finden. Im breiten Feld der Globalisierungsforschung legt sie den Fokus auf feministische Genderstudien. Das inhaltliche Spektrum ist dabei so breit gestreut wie diese selbst, während die Fokussierung auf die Gender-Perspektive die Zuspitzung und theoretische Verortung der Publikationen signalisiert. Sozialwissenschaftliche oder ökonomische Studien gehören ebenso dazu wie kulturwissenschaftlich ausgerichtete Untersuchungen.

Christine Bauhardt
Gülay Çağlar (Hrsg.)

Gender and Economics

Feministische Kritik
der politischen Ökonomie



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
<<http://dnb.d-nb.de>> abrufbar.

1. Auflage 2010

Alle Rechte vorbehalten

© VS Verlag für Sozialwissenschaften | Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH 2010

Lektorat: Frank Schindler

VS Verlag für Sozialwissenschaften ist eine Marke von Springer Fachmedien.
Springer Fachmedien ist Teil der Fachverlagsgruppe Springer Science+Business Media.
Science+Business Media.
www.vs-verlag.de



Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von Gebrauchsnamen, Handelsnamen, Warenbezeichnungen usw. in diesem Werk berechtigt auch ohne besondere Kennzeichnung nicht zu der Annahme, dass solche Namen im Sinne der Warenzeichen- und Markenschutz-Gesetzgebung als frei zu betrachten wären und daher von jedermann benutzt werden dürften.

Umschlaggestaltung: KünkelLopka Medienentwicklung, Heidelberg
Reihensignet: Sabine Klopffleisch, d17, Berlin
Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier
Printed in Germany

ISBN 978-3-531-16485-4

Inhalt

Einleitung	
Gender and Economics. Feministische Kritik der politischen Ökonomie <i>Christine Bauhardt und Gülay Çağlar</i>	7
Feminist Economics: Setting out the Parameters <i>Irene van Staveren</i>	18
I Im Fokus der feministischen Ökonomiekritik: Reproduktion und Care Ökonomie	
Im Fokus: Das (Re)Produktive. Die Neubestimmung des Ökonomischen mithilfe der Kategorie (Re)Produktivität <i>Adelheid Biesecker und Sabine Hofmeister</i>	51
Care Ökonomie – eine Herausforderung für die Wirtschaftswissenschaften <i>Mascha Madörin</i>	81
The Return to Social Policy and the Persistent Neglect of Unpaid Care <i>Shahra Razavi</i>	105
Feminism, Basic Income and the Welfare State <i>Ingrid Robeyns</i>	132
II Transdisziplinäre Sichtweisen auf zentrale Konzepte der Ökonomik	
Hegemonie, Identität und der <i>homo oeconomicus</i> Oder: Warum feministische Ökonomie nicht ausreicht <i>Friederike Habermann</i>	151
A Herstory of the Notion of Exchange in the History of Economics <i>Edith Kuiper</i>	174

Geld und Geschlecht im U.S.-amerikanischen Gegenwartsroman: Beiträge zu einem kulturwissenschaftlichen Verständnis ökonomischer Dimensionen von Weiblichkeit und Männlichkeit <i>Eva Boesenberg</i>	193
--	-----

III Wirtschaftspolitische Beiträge der feministischen Ökonomik

Macroeconomic Policy and Employment Generation: Gender Dimensions <i>Diane Elson</i>	221
Die wirtschaftspolitischen Leitlinien der Europäischen Union – eine feministische Kritik <i>Friederike Maier</i>	233
The Gendered Dimension of Money, Finance, and the Subprime Crisis <i>Brigitte Young</i>	258
Transnationale Wissensnetzwerke und Geschlechterpolitik im Feld der internationalen Wirtschafts- und Handelspolitik <i>Gülray Çağlar</i>	278
Autorinnen und Herausgeberinnen	305

Einleitung

Gender and Economics. Feministische Kritik der politischen Ökonomie

Christine Bauhardt und Gülay Çağlar

„The reason to study economics is to avoid being duped by economists“
(Joan Robinson 1971, zitiert nach Benería 2003b: 31)

Mit der Gründung der internationalen Vereinigung *International Association for Feminist Economics* im Jahre 1992 wurde die feministische Ökonomik als neue Forschungsrichtung innerhalb der Wirtschaftswissenschaften institutionalisiert. Seither haben Forschungsbeiträge im Bereich der feministischen Ökonomik deutlich an Sichtbarkeit gewonnen. Die Ökonomiekritik aus feministischer Perspektive hat jedoch eine weitaus längere Tradition, die weit zurück in die Anfänge des 18. Jahrhunderts reicht. Obwohl Frauen in Westeuropa bis ins späte 19. Jahrhundert von der universitären Ausbildung und dementsprechend auch von der universitären Forschung zu ökonomischen Fragen ausgeschlossen waren, gab es eine Reihe von Frauen, die sich wissenschaftlich mit ökonomischen Fragen und vereinzelt auch mit den Arbeiten einflussreicher Nationalökonomen ihrer Zeit, zum Beispiel mit den Thesen Adam Smiths, beschäftigten. Schon in diesen frühen Debatten war die Aufteilung der gesellschaftlichen Arbeit in die marktförmige beziehungsweise bezahlte Erwerbsarbeit und die nicht-marktförmige beziehungsweise unentgeltliche Reproduktionsarbeit im Haushalt Gegenstand der feministischen Kritik. Dabei ging es vor allem darum, die systematisch von Frauen erbrachte, gesellschaftlich gering und ökonomisch gar nicht bewertete Haus- und Sorgearbeit sichtbar zu machen und zu zeigen, inwiefern Frauen durch die Reproduktionsarbeit in ökonomische Prozesse eingebunden sind.

Stand in den frühen feministischen Schriften in erster Linie die so genannte Frauenfrage – also die Analyse der Situation von Frauen im Haushalt und auf dem Arbeitsmarkt – im Mittelpunkt des Interesses, verschob sich die Aufmerksamkeit im 20. Jahrhundert mit der zunehmenden Professionalisierung von Frauen in den Wirtschaftswissenschaften auf die „feministische Wissenschaftsfrage“ (Harding 1986; vgl. Hoppe 2002). Dabei kommen epistemologische Perspekti-

ven ebenso in den Blick wie politische Ansätze zur Veränderung der ungleichen Verteilung und Bewertung von gesellschaftlich notwendiger Arbeit. Seit den 1970er Jahren setzen sich Ökonominen systematisch mit Begriffen und Konzepten der Wirtschaftswissenschaften auseinander und analysieren, inwiefern diese von einem androzentrismen Bias durchzogen sind. Das Verdienst feministischer Ökonominen ist es, Blindstellen und geschlechtsspezifische Asymmetrien in der ökonomischen Theorie- und Modellbildung identifiziert und damit Ansatzpunkte für alternative Theorien, Modelle und Politiken herausgearbeitet zu haben.

Allerdings stellt die feministische Ökonomik keinen einheitlichen Forschungszweig oder Theoriestrang innerhalb der Wirtschaftswissenschaften dar. Im Gegenteil – es bestehen erhebliche Unterschiede in der wirtschaftstheoretischen Ausrichtung oder gar hinsichtlich des spezifischen feministischen Selbst- und Wissenschaftsverständnisses (vgl. Çağlar 2006). So ist nahezu das gesamte wirtschaftstheoretische Spektrum – von neoklassischen über institutionalistischen bis hin zu marxistischen Theorieansätzen – in der feministischen Ökonomik vorzufinden. Neben theoretischen Divergenzen bestehen zudem erhebliche Unterschiede hinsichtlich der Problembearbeitung: Während die einen ökonomische Theorien und Modelle grundlegend kritisieren und alternative Ansätze zum neoklassischen Mainstream entwickeln, sind andere bestrebt, Frauen als Wirtschaftssubjekte in bestehende Theorien, beispielsweise Arbeitsmarkttheorien, zu integrieren, ohne diese grundsätzlich in Frage zu stellen. Die Gemeinsamkeit der feministischen Ökonominen besteht in ihrer Kritik an der androzentrismen Theoriebildung in den Wirtschaftswissenschaften, was sie unter anderem auf die institutionelle Marginalisierung von Frauen in der Disziplin zurückführen (vgl. Hoppe 2002; Ferber/Nelson 2003).

Mit diesem Sammelband geben wir einen Überblick über den derzeitigen Stand feministischer Ökonomiekritik. Dabei gilt unsere Aufmerksamkeit vor allem drei Gegenstandsbereichen der feministischen Ökonomiekritik: Im ersten Teil des Buches widmen wir uns feministischen Analysen zur Rolle der nicht-marktförmigen Reproduktionsarbeit für ökonomische Prozesse. Ausgehend vom Konzept der Reproduktionsarbeit beziehungsweise der Care Ökonomie, das für die feministische Theoriebildung ebenso zentral ist wie für die Entwicklung von Konzepten politischer Gestaltung, wird das Augenmerk auf die Unterscheidung zwischen bewerteter und nicht bewerteter Arbeit in ökonomischen Prozessen gelegt. Bewertung meint hier zweierlei: die nicht monetarisierten, nicht in Geldäquivalenten bewerteten Leistungen der Verantwortungs- und Sorgearbeit sowie ihre gesellschaftliche Geringbewertung als Residualkategorie der Privatsphäre. Aus feministischer Perspektive ist es die Hierarchisierung von Kompetenzen und Arbeitsleistungen entlang der Geschlechterlinie, die diese (Nicht-) Bewertung

erklärt und die wechselseitige Bezogenheit der Arbeitsformen ausblendet. Im zweiten Abschnitt des Buches werden ausgewählte Konzepte und Begriffe der klassischen und neoklassischen Ökonomik einer kritischen Prüfung aus verschiedenen disziplinären Perspektiven unterzogen. Dabei stehen die androzentrische Konstruktion des *homo oeconomicus* und die mit dieser Konstruktion historisch verbundenen Ein- und Ausschlüsse erneut auf dem Prüfstand. Der dritte Teil widmet sich wirtschaftspolitischen Schlussfolgerungen aus der feministischen Ökonomiekritik, wobei vor allem auf aktuelle Problemlagen der Makroökonomie Bezug genommen wird. Die Beiträge verdeutlichen, dass die Berücksichtigung der Care Ökonomie einerseits und die Überwindung geschlechtsspezifischer Diskriminierung auf institutioneller Ebene andererseits zentrale Voraussetzungen für die Realisierung einer geschlechtergerechten Wirtschaftspolitik sind.

Im Fokus der feministischen Ökonomiekritik: Reproduktion und Care Ökonomie

Eine der wichtigsten Auseinandersetzungen in der feministischen Ökonomik bezieht sich auf die konzeptionelle Ausblendung der nicht-marktförmigen Reproduktionsarbeit insbesondere in makroökonomischen Theorien. Feministische Ökonominnen bezeichnen dies als „strategisches Schweigen“ (Bakker 1994) – ein Schweigen, wodurch verschleiert werde, dass die gesamtwirtschaftliche Produktion maßgeblich auf der hierarchischen Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern basiere. Ziel der feministischen Ökonomik ist es, dieses Schweigen zu brechen und die nicht-marktförmige Reproduktionsarbeit als zentralen Bestandteil der Ökonomie ins Zentrum von wirtschaftstheoretischen Diskussionen zu rücken.

Eine international rezipierte Kontroverse über die Rolle der unbezahlten Haus- und Sorgearbeit von Frauen in der Ökonomie entbrannte erstmals in den 1970er Jahren im Kontext der so genannten Hausarbeitsdebatte. Feministinnen verwiesen auf die androzentrische Perspektive in der marxistischen Theorie, in der lediglich die Lohnarbeit als produktiv beziehungsweise mehrwertschaffend betrachtet wurde (z.B. Mandel 1969). Ausbeutungsverhältnisse werden entsprechend nur im Zusammenhang mit dem Kapitalverhältnis und nicht mit dem als privat angesehenen Geschlechterverhältnis vermittelt erachtet. Der feministischen Kritik am Arbeitsbegriff in der marxistischen Werttheorie folgte die politische Forderung nach einem Lohn für Hausarbeit. Nach Mariarosa Dalla Costa, einer prominenten Vertreterin der Hausarbeitsdebatte in den 1970er Jahren, wird die Ausbeutung von Frauen gerade durch das Lohnarbeitsverhältnis organisiert (Dalla Costa/James 1973). Da Frauen keinen Lohn für die von ihnen geleistete

Hausarbeit erhielten, werde ihre kapitalistische Ausbeutung verschleiert. Der Kapitalist zahle nur dem männlichen Erwerbstätigen einen Lohn, erhalte dafür aber zusätzlich die Arbeitskraft der Frau im Haushalt. Denn gerade durch ihre Hausarbeit werde die physische und psychische Reproduktion des männlichen (und mehrwertschaffenden) Lohnarbeiters gewährleistet und somit die kapitalistische Produktionsweise sichergestellt. Nach Dalla Costa ist die Hausarbeit folglich als produktive Arbeit zu bewerten, da sie zur Mehrwertproduktion beitrage (für eine kritische Diskussion dieser These siehe: Gardiner 1976). Mit dem Ziel, die Ausbeutung von Frauen sichtbar zu machen und die geschlechtsspezifischen Machtasymmetrien in der Arbeitsteilung zum Gegenstand der marxistischen Auseinandersetzungen zu erheben, wurde von feministischen Marxistinnen ein Lohn für Hausarbeit gefordert. Dahinter stand die Argumentation, dass auch die nicht-marktförmige Verantwortungs- und Sorgearbeit in die Kategorie der produktiven Arbeit einzubeziehen und folglich als zentraler Bestandteil der gesamtwirtschaftlichen Produktion zu betrachten sei (vgl. Haug 2006).

Aktuelle Ansätze, vor allem im Forschungsfeld der feministischen Makroökonomik, nehmen zwar nicht direkt Bezug auf die feministisch-marxistischen Debatten der 1970er Jahre, allerdings sind Parallelen in der Argumentation zu beobachten: So kritisieren beispielsweise Diane Elson und Nilüfer Çağatay, dass in makroökonomischen Theorien und Modellen ausschließlich marktförmige Tätigkeiten, also Erwerbsarbeit, als produktiv erachtet und als solche in der volkswirtschaftlichen Gesamtrechnung berücksichtigt werden (Elson/Çağatay 2000; vgl. Elson 1998). Sie monieren den unhaltbaren Mythos der Geschlechtsneutralität in der Makroökonomik und verweisen auf die wirtschaftspolitischen Konsequenzen solcher geschlechtsblinder Perspektiven auf gesamtwirtschaftliche Vorgänge. Vor allem im Zuge ökonomischer Restrukturierungsmaßnahmen, wie etwa im Kontext der Stabilisierungs- und Strukturanpassungsprogramme des Internationalen Währungsfonds und der Weltbank, aber auch durch die Privatisierung und Deregulierung der öffentlichen Daseinsvorsorge in den OECD-Ländern in den 1980er Jahren, wurde die Verantwortung für die soziale Reproduktion verstärkt in den Privathaushalt verschoben und in der Konsequenz erneut Frauen aufgebürdet. Die unbezahlte Arbeitskraft von Frauen werde in solchen Restrukturierungsmaßnahmen stillschweigend als prinzipiell unendlich zur Verfügung stehende Ressource vorausgesetzt. Damit perpetuiert sich die Machtasymmetrie im Geschlechterverhältnis, die in der Priorisierung eines androzentrischen Arbeitsbegriffs und männlicher Erwerbsarbeit angelegt ist.

Adelheid Biesecker und *Sabine Hofmeister* zeigen in ihrem Beitrag, dass die wirtschaftswissenschaftliche Dichotomisierung von so genannten produktiven und so genannten reproduktiven Tätigkeiten und Leistungen in der realen Welt keine Entsprechung hat. Um die Verwobenheit dieser Produktivität sowohl in

gesellschaftlichen Verhältnissen als auch mit der Produktivität der Natur konzeptionell zu fassen, haben die beiden Autorinnen den Begriff „(Re)Produktivität“ geprägt. Insbesondere für die Debatte um Nachhaltigkeit aus einer kritischen Gender-Perspektive eröffnet dieses Konzept theoretische und praktische Anschlussstellen.

Auf die künstliche Trennung real eng verwobener Prozesse verweist auch der Beitrag von *Mascha Madörin*. Am Beispiel des Gesundheitssektors analysiert die Autorin die volkswirtschaftliche Bedeutung der Care Ökonomie im Feld der personenbezogenen Dienstleistungen. Dabei rückt sie insbesondere die Frage in den Mittelpunkt, inwieweit die besonderen Qualitäten der Verantwortungs- und Sorgearbeit, die sich nur begrenzt in Geldäquivalenten bewerten lassen, in der volkswirtschaftlichen Gesamtrechnung berücksichtigt werden können. Gleichzeitig verweist die Analyse des Konzeptes Care Ökonomie auch darauf, dass soziale Reproduktion nicht ausschließlich privat und unentlohnt von Frauen erbracht wird, sondern ebenso einen zentralen Bestandteil erwerbswirtschaftlicher Aktivitäten im von Frauen dominierten Feld des Gesundheits- und Sozialwesens darstellt.

Die nicht-marktförmige Reproduktionsarbeit wird jedoch, wie der Beitrag von *Shahra Razavi* zeigt, nicht nur in wirtschaftspolitischen, sondern auch in sozialpolitischen Entscheidungen ausgeblendet. Razavi konstatiert, dass die diskursiven Verschiebungen vom Washington Consensus zum post-Washington Consensus und die damit einhergehende Wiederbelebung der Sozialpolitik im globalen Süden nicht automatisch mit der adäquaten Berücksichtigung der Care Ökonomie und der reproduktiven Rolle von Frauen einhergeht. Damit argumentiert sie gegen eine weit verbreitete Annahme innerhalb der internationalen Entwicklungszusammenarbeit, dass nämlich die sozialpolitische Korrektur von ökonomischer Restrukturierung grundsätzlich dem Ziel der Geschlechtergerechtigkeit diene. Razavi zeigt am Beispiel konkreter Projekte in den Bereichen der Gesundheits-, Renten- und Familienpolitik, welche Folgen die stillschweigende Voraussetzung traditioneller geschlechtlicher Arbeitsteilung für die konzeptionelle Ausrichtung sozialpolitischer Reformen hat.

Wie wichtig die adäquate Berücksichtigung der asymmetrischen Arbeitsteilung zwischen Frauen und Männern bei der Einführung von wirtschafts- und sozialpolitischen Reformen ist, verdeutlicht *Ingrid Robeyns* in ihrem Beitrag zum garantierten Grundeinkommen. Das Grundeinkommen gehört seit nunmehr zwei Dekaden zu den meistumstrittenen politischen Forderungen in europäischen Ländern, dessen Einführung sowohl einen sozialpolitischen als auch wirtschaftspolitischen Umbau in den jeweiligen Volkswirtschaften erfordern würde. Ziel des garantierten Grundeinkommens ist die ökonomische Anerkennung und Inwertsetzung der sozialen Reproduktion. Robeyns diskutiert in ihrem Beitrag,

welche sozioökonomischen und geschlechterpolitischen Voraussetzungen geschaffen werden müssen, um das Grundeinkommens geschlechtergerecht ausgestalten zu können. Sie verweist auf die Gefahr, dass die Einführung eines bedingungslosen Grundeinkommens die traditionelle Arbeitsteilung zwischen Frauen und Männer perpetuieren und die gesellschaftliche Marginalisierung von Frauen verstärken könnte.

Transdisziplinäre Sichtweisen auf zentrale Konzepte der Ökonomik

Neben den theoretisch-konzeptionellen Arbeiten zur Care Ökonomie existiert eine Reihe von feministischen Analysen, die sich mit zentralen Annahmen, Konzepten und Begriffen der klassischen und neoklassischen Ökonomik beschäftigen. Kritisiert werden insbesondere die Prämissen der neoklassischen Theorie, nämlich die Annahmen von der effizienten Funktionsweise freier Märkte, von Verfügung über vollständige Information sowie von Rationalität als zentralem ökonomischem Handlungsprinzip (z.B. Strassman 1993). Feministische Ökonominen erachten das neoklassische Ökonomieverständnis als androzentrisch, da die Charakterisierung von Handlungssphären (Markt/Haushalt) oder Handlungen (rational/emotional) als ökonomisch oder unökonomisch stets mit einer geschlechtlichen Zuschreibung einhergeht. Im Mittelpunkt der Kritik steht dabei vor allem das Konzept des *homo oeconomicus* (Benería 2003a; England 1993). Die Konstruktion des *homo oeconomicus* als rationalem, nämlich entsprechend seinem Eigeninteresse handelndem und stets nach Nutzenmaximierung bestrebtem Wirtschaftssubjekt, gehe mit der Abgrenzung von weiblich konnotierten Eigenschaften und Handlungsweisen wie altruistisch, sozial und emotional einher. Diese Konstruktion beruhe auf einer dualistisch-hierarchischen Geschlechterordnung, wonach männlich konnotierte Eigenschaften handlungsleitend seien, während weiblich konnotierte Eigenschaften als „unökonomisch“ bewertet würden (vgl. Çağlar 2004).

Auch die Beiträge in diesem Abschnitt setzen sich mit zentralen Konzepten und Begriffen der klassischen sowie neoklassischen Wirtschaftstheorie auseinander. Allerdings nehmen die Beiträge in diesem Band, im Unterschied zu bisher vorliegenden Publikationen zur feministischen Ökonomik, nicht allein eine feministisch-ökonomische Perspektive ein, sondern diskutieren diese Konzepte und Begriffe aus unterschiedlichen disziplinären Zugängen. So argumentiert *Friederike Habermann* in ihrem Beitrag, dass die feministische Ökonomiekritik allein nicht ausreiche, um die hegemoniale Wissenskonstitution und die damit einhergehende Einschreibung sexistischer und rassistischer Herrschaftsverhält-

nisse in Wirtschaftstheorien zu analysieren. Unter Rekurs auf subjekttheoretische und post-koloniale Perspektiven zeigt Habermann in ihrer Analyse, wie sich das Konzept des *homo oeconomicus* historisch zeitgleich mit der Identitätskonstruktion des Weißen, männlichen Bürgers diskursiv verknüpft hat.

Edith Kuiper beschäftigt sich in ihrem Beitrag ebenfalls mit einem zentralen Konzept der Wirtschaftswissenschaften, nämlich mit dem des Tausches. Sie unterzieht den Begriff des Tausches, wie dieser von Nationalökonomern (zum Beispiel Adam Smith und David Ricardo) und später von Neoklassikern (zum Beispiel William Stanley Jevons und Alfred Marshall) konzeptualisiert wurde, einer gründlichen Reflexion. Kuiper stellt das abstrakte, also von sozialer Einbettung losgelöste Verständnis von Tausch einem relationalen Verständnis gegenüber, das in den ökonomischen Schriften von Frauen zwischen dem 17. und 19. Jahrhundert vorzufinden ist.

Aus literaturwissenschaftlicher Perspektive analysiert *Eva Boesenberg* die Verwobenheit von Geld und Geschlecht am Beispiel U.S.-amerikanischer Gegenwartsrömane. Unter Bezugnahme auf Pierre Bourdieus Konzept der unterschiedlichen Kapitalsorten zeigt die Autorin anhand literarischer Texte, wie kulturelles Kapital in soziales und ökonomisches Kapital umgewandelt wird und sich zur Konstruktion von Weiblichkeit und Männlichkeit ins Verhältnis setzt. Der Raum der fiktionalen Erzählung ermöglicht dabei visionäre Perspektiven im Hinblick auf alternative Konstruktionen über den Zusammenhang von Geld und Geschlecht.

Wirtschaftspolitische Beiträge der feministischen Ökonomik

Das Bemühen, die Kategorie Geschlecht in (modell-)theoretische Ansätze der Makroökonomik oder in Außenhandelstheorien zu integrieren, ist nicht nur von einem rein theoretischen Interesse geleitet, sondern auch von der politischen Zielsetzung, Ansätze für eine geschlechtergerechte Wirtschaftspolitik bereitzustellen (Elson/Çağatay 2000). Das Handlungsfeld der Wissenschaft kann nicht losgelöst von politischen Handlungskontexten betrachtet werden, eine Maxime, die im Übrigen auch von neoliberalen Wirtschaftswissenschaftlern durchaus geteilt wird. Thinktanks vornehmlich neoliberaler Ökonomen sind ja gerade zur Einflussnahme auf politische Entscheidungen und auf EntscheidungsträgerInnen angetreten (Mirowski/Plehwe 2009; Walpen 2004).

Die Beiträge in diesem Abschnitt reflektieren aktuelle wirtschaftspolitische Problemlagen aus einer feministisch-ökonomischen Perspektive. *Diane Elson* diskutiert in ihrem Beitrag, welche makroökonomischen Rahmenbedingungen geschaffen werden müssen, um die Erwerbstätigkeit von Frauen zu fördern.

Dabei zeigt sie, dass sich eine restriktive Fiskal- und Geldpolitik negativer auf die Beschäftigungssituation von Frauen als auf die von Männern auswirkt. In diesem Zusammenhang argumentiert sie, dass eine keynesianische beziehungsweise expansive Wirtschaftspolitik die Verringerung der Arbeitslosenquote bewirke und folglich aus einer Geschlechterperspektive positiver zu bewerten sei. Gleichzeitig betont sie jedoch, dass eine expansive Wirtschaftspolitik auf der Makroebene durch Politikmaßnahmen auf der Mesoebene flankiert werden müssten, um der Diskriminierung von Frauen auf dem Arbeitsmarkt entgegenwirken und somit die Erwerbschancen von Frauen erhöhen zu können.

Inwieweit die Europäische Union mit ihrer Arbeitsmarkt- und Beschäftigungspolitik zu mehr Geschlechtergleichheit beiträgt, analysiert *Friederike Maier* in ihrem Beitrag. Sie kommt dabei zu dem Schluss, dass die Liberalisierung der Arbeitsmärkte nicht automatisch wie häufig postuliert zu höheren Beschäftigungsquoten führt und dass damit auch die Erwerbstätigkeit der Frauen nicht zwangsläufig wächst. Die gesellschaftliche Ungleichheit zwischen Männern und Frauen, so die Autorin, sei eben nicht allein durch die Integration der Frauen in den Erwerbsarbeitsmarkt zu beseitigen, solange ihre sozialen Reproduktionsleistungen aus dem wirtschaftspolitischen Blick verdrängt werden.

Der Beitrag von *Brigitte Young* widmet sich der U.S.-amerikanischen Immobilienkrise und ihren geschlechtsspezifischen Implikationen. Sie zeigt, inwiefern der private Immobilienbesitz in den Vereinigten Staaten als individuelle Risiko- und Altersvorsorge institutionalisiert wurde und damit sozialstaatliche Leistungen ablöste. Auch Frauen und ethnische Minoritäten erhielten durch so genannte Subprime-Kredite Zugang zum Immobilienmarkt, allerdings zu ungünstigeren Konditionen als Männer in vergleichbaren Situationen. Während die finanziellen Konsequenzen der Insolvenzen von Banken und Kreditinstituten aufgrund des Immobiliencrashes der Allgemeinheit aufgebürdet werden, werden private SchuldnerInnen, insbesondere Frauen und Arme, für ihr unverantwortliches Risiko- und Kreditaufnahmeverhalten gebrandmarkt.

Gülay Çağlar zeichnet in ihrem Beitrag die Entwicklungslinien der Thematisierung von frauen- und geschlechterpolitischen Forderungen im Feld der *Global Economic Governance* in den vergangenen zwei Dekaden nach. Sie zeigt, dass seit den 1990er Jahren die Auseinandersetzungen feministischer Ökonominen mit makroökonomischen und handelspolitischen Instrumenten aus einer Geschlechterperspektive ihren Niederschlag in der Agenda multilateraler Organisationen finden. Çağlar diskutiert die politischen Rahmenbedingungen, unter denen die feministischen Forderungen in den globalen Diskurs eingebracht und von multilateralen Organisationen wie zum Beispiel der UN oder der Weltbank aufgegriffen wurden.

Unser Sammelband wird mit einem Überblick über die aktuellen Theoriediskussionen in der feministischen Ökonomik durch *Irene van Staveren* eröffnet. Sie identifiziert Anknüpfungspunkte zwischen feministischen und heterodoxen Theorieansätzen, der Sozialökonomie, dem Institutionalismus, dem Post-Keynesianismus sowie dem Capability Approach, die sich auf ein erweitertes Ökonomieverständnis beziehen. Die Gemeinsamkeit zwischen feministischen und heterodoxen Ansätzen besteht darin, dass diese sich kritisch mit den Annahmen der orthodoxen Wirtschaftslehre der Neoklassik auseinandersetzen und von den Annahmen vom freien Markt, exogen gegebenen Präferenzen und rationalen Handlungsmustern Abstand nehmen und ökonomische Prozesse nicht unabhängig von gesellschaftlichen und institutionellen Strukturen betrachten. Irene van Staverens Beitrag stellt darüber hinaus einleitend neuere Arbeiten der feministischen Ökonomik zur Care Ökonomie und zur Außenhandelstheorie vor.

Die Aufsätze dieses Bandes beruhen größtenteils auf Beiträgen zu zwei Veranstaltungen zur feministischen Ökonomiekritik, die wir am Fachgebiet „Gender und Globalisierung“ der Humboldt-Universität zu Berlin organisiert haben. In einer öffentlichen Vortragsreihe zur Feministischen Ökonomik im Sommersemester 2007 sowie anlässlich des in Kooperation mit dem Zentrum für transdisziplinäre Geschlechterstudien (ZtG) der Humboldt-Universität veranstalteten Workshops „Geld und Tausch. Transdisziplinäre Annäherungen von feministisch-ökonomischen und kulturwissenschaftlichen Perspektiven“ wurde ein Teil der hier dokumentierten Beiträge vorgestellt und diskutiert. Um dem Band den Charakter eines Orientierungswerks zur feministischen Kritik an der Makroökonomie zu verleihen, wurden diese Aufsätze um zusätzliche Beiträge erweitert. Wir danken allen Autorinnen für die fruchtbare Zusammenarbeit. Ein besonderer Dank geht zudem an Frauke Ebert und Julia Rometsch für die Unterstützung bei der redaktionellen Bearbeitung der Texte. Nicole de Cuir sei herzlich gedankt für das englischsprachige Lektorat.

Berlin, im Dezember 2009

Christine Bauhardt und Gülay Çağlar

Literatur

- Bakker, Isabella (ed.) (1994): *The Strategic Silence. Gender and Economic Policy*. London: Zed Books
- Benería, Lourdes (2003a): *Economic Rationality and Globalization: A Feminist Perspective*. In: Ferber, Marianne A./Nelson, Julie A. (eds.): *Feminist Economics Today. Beyond Economic Man*. Chicago: The University of Chicago Press, 115-134
- Benería, Lourdes (2003b): *Gender, Development, and Globalization. Economics as if All People Mattered*. New York, London: Routledge
- Çağlar, Gülay (2006): *Ökonomisches Wissen und Politikgestaltung. Zur Relevanz feministischer Ökonomie in Zeiten der Globalisierung*. In: Steffens, Gerd (Hg.): *Politische und ökonomische Bildung zur Zeiten der Globalisierung*. Münster: Westfälisches Dampfboot, 85-96
- Çağlar, Gülay (2004): *Zum Begriff der Konstruktion in der feministischen Ökonomiekritik*. In: Helduser, Urte/Marx, Daniela/Paulitz, Tanja/Pühl, Katharina (Hg.): *Under Construction? Konstruktivistische Perspektiven in feministischer Theorie und Forschungspraxis*. Frankfurt/M., New York: Campus Verlag, 180-191
- Dalla Costa, Mariarosa/James, Selma (eds.) (1973): *Die Macht der Frauen und der Umsturz der Gesellschaft*. Berlin: Merve
- Elson, Diane (1998): *The Economic, the Political and the Domestic: Business, States and Households in the Organisation of Production*. In: *New Political Economy* 3 (2), 189-208
- Elson, Diane/Çağatay, Nilüfer (2000): *The Social Content of Macroeconomic Policies*. In: *World Development* 28 (7), 1347-1364
- England, Paula (1993): *The Separative Self. Androcentric Bias in Neoclassical Assumptions*. In: Ferber, Marianne A./Nelson, Julie A. (eds.): *Beyond Economic Man. Feminist Theory and Economics*. Chicago: The University of Chicago Press, 37-53
- Ferber, Marianne A./Nelson, Julie A. (2003): *Introduction: Beyond Economic Man, Ten Years Later*. In: Ferber, Marianne A./Nelson, Julie A. (eds.): *Feminist Economics Today. Beyond Economic Man*. Chicago, London: The University of Chicago Press, 1-31
- Gardiner, Jean (1976): *Political Economy of Domestic Labour in Capitalist Society*. In: Barker, Diane L./Allen, Sheila (eds.): *Dependence and Exploitation in Work and Marriage*. London: Longman, 109-120
- Harding, Sandra (1986): *The Science Question in Feminism*. New York: Cornell University Press
- Haug, Frigga (2006): *Geschlechterverhältnisse – Marxistische Theorien und feministische Debatten*. In: Niechoj, Torsten/Tullney, Marco (Hg.): *Geschlechterverhältnisse in der Ökonomie*. Marburg: Metropolis, 73-120
- Hoppe, Hella (2002): *Feministische Ökonomik: Gender in Wirtschaftstheorien und ihren Methoden*. Berlin: Edition Sigma
- Mandel, Ernest (1969): *Einführung in die marxistische Wirtschaftstheorie*. 5. Auflage. Frankfurt/M.: Neue Kritik

- Mirowski, Philip/Plehwe, Dieter (eds.) (2009): *The Road from Mont Pèlerin. The Making of the Neoliberal Thought Collective*. Cambridge, MA: Harvard University Press
- Strassman, Diana (1993): *Not a Free Market: The Rhetoric of Disciplinary Authority in Economics*. In: Ferber, Marianne A./Nelson, Julie A. (eds.): *Beyond Economic Man. Feminist Theory and Economics*. Chicago, London: University of Chicago Press, 54-68
- Walpen, Bernhard (2004): *Die offenen Feinde und ihre Gesellschaft. Eine hegemonie-theoretische Studie zur Mont Pèlerin Society*. Hamburg: VSA

Feminist Economics: Setting out the Parameters

Irene van Staveren

Introduction¹

Feminist economics has developed its position over the past decade, towards a firmer embeddedness in economic science and a source of inspiration for activists, policy makers, and social science researchers in a wide variety of fields of research. This development has come about in a relatively short period of time, as is reflected, for example, in the follow-up book of the feminist economic primer *Beyond Economic Man* (Ferber/Nelson 1993), published ten years later: *Feminist Economics Today* (Ferber/Nelson 2003). The strengthened position of feminist economics also shows in the 10-year anniversary of the prize-winning journal *Feminist Economics*, the flourishing of the International Association for Feminist Economics (IAFFE), as well as the more regular demand for feminist economic policy advice by institutions like the UN, OECD and governments in developed and developing countries, and in well-established training courses in feminist economics, such as at the Institute of Social Studies and the University of Utah².

It is impossible to give a fair overview of the state of the art of feminist economics in the number of pages available, even when limited to issues pertaining to development and macroeconomics³. As a consequence, this is a very sketchy and subjective overview of what I perceive to be recent developments in feminist economics that have relevance for feminist development analysis and policy. The next section recognizes three trends in feminist economics, in par-

¹ This paper draws on my recent work, some of which has been published: van Staveren 2002a, 2002b, 2003, 2004a, 2004b, 2005a, 2005b, 2007, 2008a.

² At the Institute of Social Studies (ISS), a diploma course was taught in 2004 and 2005, called Feminist Development Economics, which was followed up in 2006 by a short course on Gender and Economic Policy Analysis. The University of Utah offers a three week program on macro economics and gender, with a conference attached to it.

³ A good reference for an introduction to the field is the *Elgar Companion to Feminist Economics*, compiled by Janice Peterson and Margaret Lewis (1999) which covers one hundred topics in feminist economics.

ticular the engagement of feminist economists with heterodox schools of economics. The following sections will briefly review developments in methodology and methods in feminist economics. These will be followed by three sections on topics that have recently become key themes or areas of research in feminist economics, in particular in the area of development economics: unpaid labour and the care economy; the two-way relationship between gender and trade; and gender, efficiency and growth. Each of these topics will be introduced, with references to the main literature, and some links to policy recommendations. The paper will end with a conclusion.

1 New theoretical trends in feminist economics

In this section, I would like to summarize the recent developments in feminist economics in three trends: first, the movement beyond critiquing the dominant economic theory (neoclassical economics) and its neo-liberal policy implications; second, and in relation to the first point, a stronger engagement with heterodox schools of thought in economics, in particular socio-economics, institutional economics, Post Keynesian economics, and the capability approach; and third, a shift towards the analysis of a two-way relationship between gender and the economy, rather than an exclusive focus on gender impacts of economic processes and policies. Below, I will briefly explain points two and three, thereby, as a consequence, also covering the first one.

Feminist economics is one among other heterodox schools in economics, although a relatively recent one. Also, it is important to note that feminist economists have been trained in and are inspired by a wide variety of economic traditions, which also includes neoclassical economics and the mainstream in a wider sense⁴. Here, I will briefly go into four heterodox traditions and the extent to which they offer support and theoretical, methodological, and analytical insights for feminist economists.

1.1 Socio-economics

Let me start with the school of thought that has been most open to the ideas of feminism and to cooperation with feminist economists: socio-economics. Socio-economics is a school of thought that came up around the Second World War

⁴ Mainstream economics is referred to as an expansion of neoclassical economics into the areas of game theory and experimental economics, behavioural economics and evolutionary economics and the new institutional economics.

and develops connections between economics and sociology. The oldest journal in this area is the *Review of Social Economy*, but there are more journals on the intersections of economics and sociology. The objective of socio-economics is to provide a richer, more realistic description of the economy and economic behaviour, as a critique of the reductionism of neoclassical economics. Major representatives of socio-economics are, among others, Gunnar Myrdal, who won the Nobel Prize in 1974, John Davis who has published extensively on the individual as socially embedded, Amitai Etzioni, who distinguishes an “I” and “we” paradigm, and Deborah Figart, president of the Association of Social Economics in 2007, who works mainly on labour issues and gender. There are other feminist economists working in the socio-economic tradition, such as Ellen Mutari, Marilyn Power, and Zohreh Emami.

Feminist economics and socio-economics have had a rather steady, though low-profile, relationship. This relatively smooth relationship is facilitated by the fact that among the various heterodox traditions, socio-economics is the most open, the least formalized, and the most interdisciplinary tradition. Socio-economists have always recognized gender as a relevant category in economic analysis, be it in labour economics, household economics, or welfare economics. The regular appearance of feminist and gender-aware articles in the *Review of Social Economy* reflects the self-evident understanding of gender as a social as well as economic category. This almost self-evident inclusion of gender-awareness in socio-economics can be illustrated with a quote from Edward Fullbrook in the journal:

“When racial and gender stratification in the economic sphere are taken as natural givens, as neoclassical economics tacitly does, then huge classes of economic phenomena disappear from economics’ view. It is only by displacing these naturalist concepts with socio-economic ones, that these phenomenal realms become accessible to human understanding” (Fullbrook 2001: 291).

Socio-economic analyses emphasize the embeddedness of the economy in society at large. An example of this with a gender perspective is Jane Wheelock’s work on small scale businesses as interacting with the household, rather than as a separate entity.

1.2 Institutional economics

The institutional economic school has a longer history, going back to Thorstein Veblen and his path-breaking work on institutions more than a century ago. Institutional economics is concerned with the role of institutions in the economy and

their evolution. The major journals in this area are the *Journal of Economic Issues* and the *Journal of Institutional Economics*. Interestingly, Veblen regularly referred to patriarchal norms as an example of the disruptive role that institutions often play in the economy, leading not only to inequalities but also to inefficiencies. Today, institutional economics seems to be less concerned with gendered institutions. Ann Jennings (1993) has therefore argued that institutionalism may benefit from the feminist critique of Cartesian dualisms such as public/private, economy/family, mind/body, rational/emotional, and competitive/nurturant. This genderedness of dualisms underlying much of mainstream economic understandings of rationality, households, and the division of labour, is key to the understanding of the various levels at which institutions operate, according to Jennings. Indeed, institutions are the object of study in institutional economics and gender is recognized to be a major institution affecting economic behaviour and in turn influenced by economic processes. Examples are labour market segmentation into typical masculine and feminine jobs, or an open, more communicative managerial style often attributed to female leaders. Ann Mayhew (1999) has summarized the methodological parallels between feminism and institutionalism, emphasizing a shared understanding of the cultural specific and socially constructed economic reality. William Waller, in an article with Jennings, appears a bit less optimistic about the intersections between institutionalism and feminism. Waller and Jennings (1990) caution that institutionalists may not have paid enough attention to the risk of slipping into the Cartesian dualisms referred to above. They alert us to the influence of culture on knowledge creation, which may blind our view on certain issues, such as gender. It is therefore that they advise us to

“... look at the cultural process of inquiry as outsiders to better see the prejudices embedded within it, and employ a method similar to the one that Thorstein Veblen applied to his inquiry into modern industrial economies” (Waller/Jennings 1990: 618).

One of the research areas where this Veblenian approach is continued is the household, because, as Anne Marie Goetz has stated, the family and the household are “(...) the primary institution[s] in which women’s entitlements and capabilities are so distorted as to undermine their capacity to manage transactions to their advantage in other institutions” (Goetz 1997: 5). So, whereas gender norms in general may be regarded as an institution, the specific expression of such norms will often be mediated through other institutions, such as the household, the labour market, property rights, or public services, to mention just a few gendered institutions. Diane Elson (1999) therefore has recognized institutions in general as frequently being ‘bearers of gender’. This leads to a re-interpretation

of institutions as often expressing an asymmetry in the way they affect groups in society. Of course, norms are not unanimously shared but tend to be continuously contested. They are challenged, evaded, bended, and negotiated, leading to a process of institutional change. In the words of Nancy Folbre:

“(...) this does not imply that the ‘game’ is completely conflictual; merely that certain solutions to coordination problems offer opportunities for collective ‘rent-seeking’ (efforts to use power to get money) and aggrandizement” (Folbre 1994: 2).

In the case of gender norms, the collective interests driving certain institutions are likely to be male interests, although these should not be simply understood as conscious collective action of men. To the contrary, as Goetz has pointed out,

“‘men’s interests’ are presumably just as difficult to identify ‘objectively’ as women’s, nor is the category of ‘men’ any more valid as a universal than is the category of ‘women’. The historical record, however, does show that men tend to act, across divisions like class or race, more cohesively than women do in defence of certain gender interests, and they do so in ways which mean that public institutions help to forge connections between men’s public and private power” (Goetz 1997: 17).

1.3 Post Keynesian economics

The third heterodox tradition to be included here is Post Keynesian economics. As the name indicates, it adheres to the economic tradition of John Maynard Keynes whose major work was written between the two World Wars. He developed a new macroeconomic analysis and macroeconomic policy tools in reaction to the 1929 Great Depression, with an active role of the government in order to redress the devastating role of markets in times of crises on employment, income, consumption and investment. The first representative of Post Keynesian economics was Joan Robinson, who herself contributed importantly to the tradition in her work on market power. Today, the major proponents of this school of thought are, among others, Paul Davidson, Geoffrey Harcourt, Fred Lee and Sheila Dow. Most Post-Keynesians are based in the UK, where the school of thought was established. The major two journals are the more narrowly focused *Journal of Post Keynesian Economics* and the broader oriented *Cambridge Journal of Economics*, the last one also publishing on gender.

In general, the interest in gender issues in Post-Keynesian economics is rather limited. Nevertheless, feminists have discovered several useful characteristics of Post Keynesian theory that would recommend it for the analysis of gen-

der in the economy. Colin Danby has listed five of these: “situated subjects; reflective situated subjects; patterns of interaction; structured aggregates; an open future” (Danby 2004a: 60). At the same time, he has also identified three gender blind spots in the Post Keynesian tradition: “an undersocialized entrepreneur as the maker of investment decisions; a market/nonmarket divide that ignores and devalues household activity; a neutral, powerful state and law of contract” (ibid.: 61). In a more practical sense, feminist economists benefit from the core theoretical stances of the Post Keynesian tradition, which distinguish it so much from neoclassical economics: the recognition of uncertainty in economic life, instead of the assumption of perfect information; the recognition that the economy is mostly not in equilibrium, and hence, markets are characterized by excess demand or excess supply; and the understanding of endogenous dynamics causing economic growth but also financial crises and unemployment. There are a few feminist economists who do interesting work on macroeconomics and gender, drawing on some Post-Keynesian insights. Examples are research by Stephanie Seguino on gender inequality in export industries, and by Antonella Picchio on the role of unpaid work in the macroeconomic flow. At the same time, Post Keynesian policy analysis can benefit from feminist insights such that both perspectives could re-inforce each other. Let me illustrate this with an example on the propensity to consume (the share of individual or household income spent on consumer goods). In Post Keynesian economics, there is some awareness about the relationship between the different economic roles that people have in the economy, as workers, consumers, entrepreneurs, savers, investors, tax payers, and so on. This awareness is reflected in the Post Keynesian recognition that supply and demand are interdependent. Feminist economists provide an explanation for this interdependence by drawing attention to the household, the location where different roles meet, both in one person carrying out more than one role, and in the interaction between individuals belonging to the same household, each with their own, but possibly overlapping, set of roles (van Staveren 2001). Post Keynesian analyses have shown that the propensity to save tends to be higher from capital incomes relative to wage incomes. It is well known, for example, that a higher share of women’s income is spent on – necessary – household consumer goods compared to men’s income which is spent more on personal – luxury – goods, which in turn may have a higher import and capital share than necessary goods (Dwyer/Bruce 1988; Pahl 1990). A feminist Post Keynesian policy conclusion from these combined insights would be that more income in women’s hands, either through more hours of paid work for women and lower wage gaps with men, or through increased decision making power of women over household income, might lead to more aggregate consumer spending, on more domestic wage-intensive goods, stimulating aggregate

demand stronger (through higher consumption and lower imports) than an equal amount of income in the hands of men.

1.4 Capability Approach

The fourth heterodox stream of thought with which feminist economists engage is the interdisciplinary Capability Approach, and the work of Amartya Sen more generally⁵. The major journal that publishes on the Capability Approach is the *Journal of Human Development*. A case in point is the publication of a double issue of *Feminist Economics* in 2003 dedicated to the work of Sen and focusing on the capability approach, although not without critiques. This is an approach to the analysis of poverty and wellbeing that has tried to find a middle ground between purely subjective theories of wellbeing on the one hand, such as the preference-based neoclassical paradigm, and, on the other hand, purely objective theories focusing on needs and goods. Capabilities are understood as potential wellbeing achievements, (the achievements are called functionings), and hence as freedoms to be or to do what one has reason to value. Capabilities can be gendered in the sense that men and women may value them differently, or develop them unequally, due to socialisation and gendered institutions such as the gender division of labour. In his research on poverty and famines in India, Sen had come across the problem of adaptive preferences, referred to as a practice among the most deprived of accepting their grim fate as a matter of fact, adapting their expectations of life accordingly. He found this psychological mechanism to be most dramatic in a social structure of great gender inequality, exemplified by a situation in which women expressed less dissatisfaction with their lives than men, even though their objective situation was clearly worse (Sen 1990). Martha Nussbaum has elaborated the gender dimension in the capability approach and differs from Sen in several respects (Nussbaum 2000; 2003; Glover/Nussbaum 1995). Most importantly, she consistently speaks of capabilities, in plural, emphasising the incommensurability between different capabilities, as well as their interconnectedness. This has led her to develop a list of ten capabilities, such as health, bodily integrity, reflection, play, and affiliation, which is far more detailed than the commonly used indicators of human development used in the capability approach, such as the GDI: Gender Development Index (UNDP 1995). Various feminist economists have engaged with the Capability Approach, in particular Ingrid Robeyns, who connects the approach to

⁵ Amartya Sen is a founding member of IAFFE, member of the editorial board of *Feminist Economics* and enthusiastic supporter of feminist economics.

political philosophy, and Bina Agarwal, in her work on women's land's rights and empowerment.

As the above brief overview suggests, feminist and heterodox economists share a common interest in challenging mainstream economics and addressing issues of power in the economy. A stronger mutual engagement between feminist and heterodox economists is likely to bring new, valuable insights into the analysis of gender dimensions in the economy, as well as into possible policy alternatives. This brings me to the last trend that I mentioned at the beginning of this section: a shift from the analysis of a one-way to a two-way relationship between gender and the economy.

1.5 Two-way relationship of economy and gender

Gender is no longer analysed exclusively in terms of gender inequalities in economic variables, such as employment or wages and as the differential impacts of economic processes and policies on men and women. Gender is also understood as, first, shaping market processes in terms of access to and control over resources, such as education or incomes, second, as shaping people's choices, for example in segmented labour markets, and third, as being inherently part of macroeconomic trends, for example through fluctuations in the female labour force participation rate or in responses to crises though increases in the supply of unpaid labour. In short, gender is more and more understood not only as an exogenous variable (coming from outside the economic system, from culture, social relations, nature, or laws), but also as endogenous – shaping and being shaped by particular economic processes, conditions, and outcomes. Because of this more differentiated understanding of the relationship between gender and the economy – as a two way rather than a one way relation, as partially positive and partially negative, and through exogenous as well as endogenous gender variables – simple, straightforward conclusions on the benefits or drawbacks of certain economic processes or policies for women can no longer be defended. Therefore, feminist economic analysis increasingly focuses on the particular economic context in which policies to reduce gender inequalities may be diminished without hampering sound economic policy objectives. For economic policies this implies that gender equality in wellbeing becomes one of the objectives, with economic variables like GDP growth, inflation rates, or trade barriers functioning as non-binding but negotiable constraints.

2 Reflections on methodology and methods

In feminist economics, there are lively debates and important contributions to economic methodology (see, for an interesting collection of recent contributions on feminist economic philosophy: Barker/Kuiper 2003). Due to a lack of space, I can only refer to one such debate that was published recently in *Feminist Economics* on the question whether feminist economics should be based relatively more on epistemology (the theory of knowing) or on ontology (the theory of being, also referred to as realism). The debate was set off by philosopher and supporter of feminist economics, Tony Lawson, in an article in the journal entitled ‘Feminism, Realism, and Universalism’ (Lawson 1999) making the case for ontology (realism). His paper later appeared as a chapter in his book on ontology in economics (Lawson 2003a). It provoked a remarkable set of comments by feminist economists – some of these highly critical – which was published in *Feminist Economics* as a dialogue, in 2003, including two responses by Lawson. His objective was

“to argue that (...) there are possible advantages to feminist explanatory and emancipatory projects from engaging (or engaging more fully) in the sort of explicit ontological analysis associated with modern versions (at least) of scientific realism” (Lawson 2003b: 219).

In his view, feminists too often reject universalism wholesale (rather than only reject *a priori* universalism as expressed in values, experiences, objectives and interpretations of dominant groups), which would “be debilitating for the feminist project” (ibid.). The responses to his article agree unanimously with his critique on formalistic modelling, whereas they disagree almost unanimously with Lawson’s universalism underlying his arguments on epistemology and emancipation. So, what does realism offer to feminism?

Most importantly, Lawson claims, realism enables feminists to study gender as an ontological category, that is, as a real kind of entity rather than (only) as a representation of certain beliefs. Since gender, and its derived concepts such as gender-relations, gender-inequality, and gender-roles, is at the heart of feminist research, including feminist economics, the potential contribution of realism to feminist research is not trivial. Lawson hastens to emphasise that an ontological understanding of gender does in no way imply essentialism:

“... there is nothing essential to scientific or ontological realism that supposes or requires that objects of knowledge are naturalistic or other than transient, that knowledge obtained is other than fallible, partial and itself transient, or that scientists or

researchers are other than positioned, biased, interested, and practically, culturally, and socially conditioned" (Lawson 2003a: 220).

The feminist participants in the dialogue, however, are not convinced, as they notice a strong universalist claim in his defence of realism⁶. This disagreement underlies much of the dialogue. Lawson perceives an understanding of realism among feminists that reduces this philosophy to a simple, naive version of realism, from which he distances himself. The feminists in the dialogue, however, perceive a strong version of universalism in his position, that is, essentialism, a claim about the nature of human beings, a claim against which the whole project of feminism is set up, in particular post-structuralist feminism. So, the dialogue centres around the opposition between essentialism on the one hand and relativism on the other hand.

On naïve realism, Sandra Harding (1999) agrees with Lawson that this version does not do justice to realism. At the same time, however, she explains that strategically, feminists have found it more helpful to argue from an epistemological perspective, in order to be heard in the scientific debate (and get research funding, for example), than from a realist perspective, in which they often remain marginalised. But there is more than strategy to the feminist preference for epistemology and standpoint theory, expressing the situatedness of knowledge. Fabienne Peter (2003) draws the attention to Lawson's assumption of a common human nature, referring to a genetic constitution and species-wide needs and capacities, which could be studied in analogy to the study of physical objects in the natural sciences. This assumption, Peter points out, denies the problematic character of science itself, and the still largely positivist science practices in economics. She argues that Lawson appears to suffer from this bias himself, with his notion of 'judgemental rationality' which seems to stem from a positivist conception of objective scientific explanation. Drucilla Barker (2003) elaborates this point by questioning the grounds of the presumably shared interests, needs, and motives of human beings – between women and men, but also between women or any other group. Referring to Donna Haraway (1988), Barker (2003: 107) clarifies that "collective subject positions are always socially constructed and partial". Zein-Elabdin (2003: 333) therefore proposes, from a postcolonial perspective, a feminist economic philosophy of hybrid subalternity, which she defines "as subordination deriving from heterogeneous sources rather than a single axis such as gender or colonial subjectivity". She explains that such a

⁶ Feminist economist Charusheela (2005), however, published a book in which she analyses two ontological positions in development economics (on deflation), an individualist and a structuralist one, with the last one having (some) attention to gender issues.

philosophy should be non-modernist and grounded in a self-critical approach and ethical sensitivity to subaltern difference:

“This framework remains feminist to the extent that it is partially anchored in a concern for women’s welfare; however, it is paradigmatically guided by the multi-formity and instability of difference, and is deeply aware of its own complicity in the cultural hegemony of economic discourse” (ibid.).

In his reply to the comments, Lawson (2003b: 128) re-states the objective of his chapter, as “to encourage consideration of an ontological turn in feminist theorizing.” But the dialogue that followed on his initial contribution signals that this objective, modest as it may seem, has a problematic undertone. What about a feminist turn in realist theorizing? In other words, what about a discourse in which both feminism and realism are open to mutual influencing? This seems even more desirable in the light of what Harding recognises as an oversight in Lawson’s assumption of a feminist neglect of major messages of realism. She argues that much of Lawson’s advice on ontology to feminists is ill-informed about what feminist theorists already do, and for quite some time have developed thoughtfully within feminist discourses of philosophy. She refers to work by feminist theorists from the mid-1970s onwards which “has largely already made the claims Lawson ‘proposes’ (Harding 1999: 131).” Indeed, she argues, his suggestions on acknowledging situated knowledge “are the main points of standpoint theories” (ibid.), but she finds them argued stronger in standpoint theory than in critical realism.

Which methods?

Feminist economics is ambivalent about the use of formal models and econometrics. In particular, feminist economists are critical about applying quantitative techniques to the study of care (Folbre 1994; Nelson 1996; Himmelweit 2003). For the study of unpaid labour and care, the limitations of modelling as I have analysed them (van Staveren 2005a) confirm the appropriateness of the practice popular among feminist economists to draw also on other quantitative techniques and in particular on a combination with qualitative methods. We need both quantitative and qualitative methods, in order to further our understanding of unpaid labour and care. At the same time, many empirical feminist studies rely, nevertheless, on econometric methods such as regression analysis, in particular in the analysis of paid work and policy evaluations. But empirical feminist economists use models in a rather pragmatic way. For example, Rebecca Blank and Cordelia Reimers (2003) argue that

“[d]espite its limitations, we believe the economic model, even in a relatively simple version, can serve a useful purpose if it is used to provide a null hypothesis against which more complicated possibilities can be compared” (ibid.: 159).

They continue by arguing that

“... the choice-based economic model provides a framework within which to examine the effects of frictions and market imperfections. The model provides a way to think about the impact on outcomes of limited information, of transaction costs, of discrimination in wages, or of other constraints. ... The model allows one to think rigorously about such questions in a way that we find highly useful” (ibid.: 159f.).

They particularly refer to childcare issues and expect models to be able to answer questions such as: “Is child care a ‘lumpy good’, that is, a good that can be purchased only in certain set quantities?” Or “How will differences in child care prices affect female labour supply?” (ibid.: 160f.).

Indeed, within econometrics, there are opportunities for including, to some extent, feminist alternatives to the commonly used techniques. For example, Brigitte Bechtold (1999) has sketched out what a feminist econometrics might look like. She starts by listing ten practices in econometrics that she labels as non-feminist, including the violation of random sampling for gender differences, the emphasis on monetary variables, and the use of dummy variables as a way to accommodate gender differences. She argues that some types of modelling do better than others, while she deems time-series analysis as particularly problematic. However, she does not imply that we should therefore discard econometrics, but rather use it more carefully and with more attention to data gathering. Instead, she recommends eight ‘feminist econometric habits’: look for higher *t*-values; use limited dependent variable methods; avoid technical corrections for serial correlation (they may hide misspecification); avoid dummy variables; use survey and experimental methods; link to findings obtained in other disciplines; avoid re-affirming the status quo; and replace deductive hypothesis testing with inductive methods of analysis. Interestingly, this last recommendation comes close to Lawson’s recommendation of contrastive explanation as an alternative to formalistic modelling – apparently, modelling and inductive methods are not necessarily mutually exclusive. Bechtold even suggests that induction can be done through formalistic models, applying mathematical proofs. A ninth feminist econometric habit might be added to Bechtold’s list, stemming from the critiques by Deirdre McCloskey on the abuse of statistical significance tests in regression analyses, which she has illustrated, among others, with references to cost-benefit analyses for programmes for the prevention of breast cancer (McCloskey 1994; 2000). McCloskey advises to always complement statistical significance test

with a substantive significance test, addressing the question of how much a statistical finding really matters for our understanding of a particular phenomenon, or for policy advice.

3 The unpaid and care economy

Feminist economists have proposed an alternative definition of economics, allowing other transaction modes than exchange, including unpaid work and care giving, and allowing other motives than self-interest. Julie A. Nelson (1996) has characterised the economy as the human activity of provisioning, followed by Marilyn Power (2004) who has proposed to re-define economics as the science of studying social provisioning. This characterization involves the following five methodological starting points, according to Power (2004: 4f.): Unpaid work and caring labour are vital parts of any economic system; human wellbeing should be a central measure of economic success; human agency is important; ethical judgements are valid, inescapable and a desirable part of economic analysis; and women, like men, are a heterogeneous category of agents.

Unpaid work is an economic category and is endogenous to the economic process, for example in relation to labour supply. Indeed, labour is a produced production factor: Cloud and Garrett (1997) have argued that part of human capital is generated through caring at home as well as caring in other social environments. Apart from unpaid work, caring is part and parcel of the economy as well. Caring is a motivation, which involves attentiveness to others' needs, as well as a responsibility to address these needs (Tronto 1993), and may be part of the decision making of consumers, investors, entrepreneurs, workers, and employers. Caring implies carefulness, which suggests risk aversion and a tendency to reduce uncertainties by spreading activities and combining roles, or, at least, to provide buffers against uncertainties (van Staveren 2001). Hence, caring generates agency effects, which make agency far more diverse and complex than the following of self-interested, utility maximising algorithms. While in Post Keynesian economics so called 'animal spirits' have been praised as an optimistic risk-taking motivation of investors, which may involve speculation leading to bubbles and crises, feminists' attention to the economic role of caring might be regarded as 'caring spirits', functioning as a buffer against the uncertainties and risks following from actions based on 'animal spirits'. Therefore, risk-taking behaviour, in particular in the uncertain environment of financial markets, on the one hand, and caring behaviour, largely carried out in and for households, on the other hand, might be regarded as each other's complements, in which the first assumes the availability of the second in case events may turn out worse than